

# Mit viel Gelassenheit durch die Krise

Die Bewohner der HPZ-Häuser lebten im Zuge der Coronapandemie zehn Wochen in Isolation – und meisterten die Prüfung bravourös.

Oliver Beck

Gut die Hälfte der 51 Bewohner der vier HPZ-Wohnhäuser zählt hinsichtlich einer Covid-19-Infektion zur Risikogruppe. «Dies sind – wie in den Einrichtungen der Liechtensteinischen Alters- und Krankenhilfe – ältere Menschen, Menschen mit mehrfachen körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen oder einem allgemein reduzierten Gesundheitszustand», erklärt Rebecca Marxer, die beim Heilpädagogischen Zentrum den Bereich Wohnen verantwortet.

Dass ein so hoher Anteil an Risikopersonen ein besonders umsichtiges Handeln bedingt, ist naheliegend. Entsprechend früh, so Marxer, sei die HPZ-Geschäftsleitung denn auch tätig geworden. Praktisch mit den ersten staatlich verordneten Massnahmen beschlossen die Verantwortlichen eine zehnwöchige Isolation der Bewohner. Besuche wurden ebenso untersagt wie die Arbeit in den HPZ-Werkstätten. Zudem sollten die gebotenen Hygienemassnahmen in den Wohneinrichtungen konsequent umgesetzt werden. «Wichtig war in diesem Zusammenhang eine von Beginn weg klare Kommunikation gegenüber den Angehörigen, gesetzlichen Vertretern und den Mitarbeitern», betont Marxer. Die Akzeptanz für den eingeschlagenen Kurs sei so augenblicklich da gewesen.

## Mit Sprache und Bildern kommunizieren

Selbstverständlich mussten aber auch die Bewohner abgeholt und an die so unvermittelt eingetretenen Veränderungen und die daraus erwachsenen Konsequenzen herangeführt werden. Dabei, so Marxer, sei der individuelle Zugang zu den Menschen das A und O gewesen. Schliesslich seien die Formen ihrer geistigen Beeinträchtigungen sehr unterschiedlich – «und damit auch das kognitive Verständnis für eine so komplexe Situation wie diese Pandemie.»

Eine Methode, die sich zum einen ganz grundsätzlich für den Austausch mit Menschen mit geistiger Beeinträchtigung eignet, zum anderen aber eben auch jene fallspezifische Heran-



Rebecca Marxer erklärt, wie die HPZ-Wohnhäuser in der Coronakrise agierten. Bild: Daniel Schwendener

gehensweise erlaubt, ist die unterstützte Kommunikation. Im Kern geht es darum, die gesprochene Sprache mit passenden Bildern zu koppeln, sprich, die Komplexität eines Sachverhalts durch Veranschaulichung zu reduzieren. «Der eine spricht beispielsweise auf bestimmte Fotos an, der andere wieder eher auf Piktogramme», erläutert Marxer. Die Informationsvermittlung habe dann in Orientierung an den jeweiligen Präferenzen des Bewohners stattgefunden.

## Gemeinsames Üben mit Betreuungspersonen

Mit Erklärungen allein war es freilich nicht getan. In einem zweiten Schritt galt es, die coronabedingten Verhaltensregeln durch situatives Üben und vorbildliches Handeln seitens der Mitarbeiter in den Alltag der Bewohner zu integrieren. Eine zentrale Rolle nahmen hierbei die Betreuungspersonen ein, wie Marxer sagt: «Die Betreuung im HPZ basiert ganz wesentlich auf Beziehung. Entsprechend geniessen sie bei den Bewohnerinnen und Bewoh-

nern einen hohen Stellenwert. Was sie tun, wird von unseren Bewohnern gespiegelt.»

Und so kam es auch in diesem Fall. Alles in allem, sagt Marxer, hätten sich die HPZ-Bewohner in den zehn Wochen der Isolation gut an die Regeln gehalten. «Einmal», erzählt sie mit einem Schmunzeln, «ist eine Person ausgebücht und hat per Bus ein paar Kollegen besucht.» Aber das sei die absolute Ausnahme gewesen. «Unsere Bewohner haben insgesamt grosses Verständnis gezeigt.»

Daneben erwiesen sie sich auch als bemerkenswert robust gegenüber den vermeintlichen Erschwernissen der Isolation. «Der Grossteil der Bewohner nahm die Situation erstaunlicherweise ziemlich gelassen», so Marxer. Hier, ist sie überzeugt, habe mit Sicherheit die intensive Tagesstruktur mit vielfältiger Beschäftigung in den Wohnhäusern oder im Freien positive Effekte erzielt. Mehrfach vermochten die besonderen Umstände sogar bislang verborgene Potenziale freizulegen oder vorhandene

Talente zu akzentuieren. «Einige Bewohner unterstützten sich gegenseitig und zeigten sich selbstständiger als vermutet.»

## Balkongespräche und Skype gegen das Vermissen

Gleichwohl ging die Belastung nicht an allen spurlos vorüber. Einige Bewohner vermissen ihre Angehörigen und Bekannten ausserhalb ihres Wohnhauses bisweilen doch sehr, wie die HPZ-Bereichsleiterin Wohnen weiss. Entsprechend gefragt seien regelmässige Balkongespräche, Telefonate und Videoanrufe per Skype gewesen. Bei einigen anderen Bewohnern wiederum bewirkte die aussergewöhnliche Situation die Verstärkung einer vorhandenen psychischen Erkrankung. Doch auch hier wussten die Mitarbeiter laut Marxer immer, was zu tun ist: «Wenn sich solche Krisen anbahnten, ausgelöst durch vermehrte Unsicherheiten und Ängste, betreuten die Fachpersonen sehr engmaschig – mit vielen Gesprächen, verbindlichen Abmachungen und Massnahmen.» Nicht umsonst, ergänzt sie, setze das

HPZ in seinen Wohnhäusern auf eine multiprofessionelle Betreuung. «Bei uns arbeiten neben Sozialpädagogen und Pflägern auch Psychiatriefachleute.»

## Grosser Druck für die Mitarbeiter

Für die insgesamt 72 Mitarbeiter dürften die vergangenen Wochen letztlich intensiver gewesen sein als für viele ihrer Schützlinge. «Ein Grossteil der Bewohner arbeitet tagsüber normalerweise in den HPZ-Werkstätten», so Marxer. Da dies plötzlich nicht mehr möglich gewesen sei, hätte sich das Betreuungspersonal von einem Tag auf den anderen einem viel grösseren Betreuungsaufwand gegenübergesehen. Ein Aufwand, der in ihren Augen ohne die Rekrutierung von Werkstattmitarbeitern kaum zu bewältigen gewesen wäre.

Hinzu kam ein nicht unwesentlicher psychischer Druck, der aus dem Bewusstsein erwuchs, in dieser aktuellen Lage gegenüber den Bewohnern eine noch grössere Verantwortung zu tragen als ohnehin schon. «Jeder wusste, wie sehr er aufpassen muss, das Virus nicht einzuschleppen. In unseren Wohnheimen kann das verheerende Auswirkungen haben», sagt Marxer. Gerade wenn in den Medien wieder Meldungen von massenhaften Todesfällen in ausländischen Wohnheimen in der Runde machten, hat sie gespürt, wie sehr die Umstände der pandemischen Bedrohung ihre Mitarbeiter belasteten. «Das hat sie enorm getroffen.»

## «Corona war zuletzt kein Thema mehr»

Insofern ist es nur allzu verständlich, wenn Marxer glaubt, die nach Pfingsten erfolgte Aufhebung der Isolation und die Rückkehr ihrer Schützlinge an den Arbeitsplatz habe in erster Linie bei den Betreuern für Erleichterung gesorgt. «Auch wenn wir weiterhin vorsichtig sind und sämtliche Regeln weiterhin penibel befolgt werden – die Öffnung hat ihnen signalisiert, dass wir uns auf dem Weg zurück in die Normalität befinden.» Bei vielen Bewohnern war diese zu jenem Zeitpunkt schon längst eingeleitet. «Das Coronavirus war zuletzt prak-

tisch gar kein Thema mehr. Sie haben die Veränderungen längst verinnerlicht», erzählt die Bereichsleiterin Wohnen und lächelt. «Menschen mit Beeinträchtigung sind oftmals viel flexibler und gelassener als wir selbst.»

## Nachgefragt

### «Habe Besuche bei Eltern vermisst»

#### Wie hast du die Coronazeit erlebt? Was hat dich gestört? Was hast du vermisst?

**Benedikt, Bewohner des Birkahaus in Mauren:** Ich habe die Besuche bei meinen Eltern und die Kollegen von der Arbeit in der Agra (HPZ) vermisst. Auch, dass ich nicht Bus fahren und einkehren durfte.

#### Warst du traurig?

Ja, ein wenig schon, weil es länger ging als ich dachte. Ich fand es auch nicht gut, dass es Leute gibt, die das mit dem Corona nicht ernst nehmen. Ältere Leute können sterben; das habe ich in den Nachrichten gesehen.

#### Gab es auch etwas, das dir gefallen hat?

Ja, ich habe viel Lego-Technik gebaut und Tischtennis ge-



Birkahaus-Bewohner Benedikt  
Bild: zvg

spielt. Zum Glück konnte ich auch mit den Betreuern raus, um laufen zu gehen. Die haben mir auch immer wieder genau erklärt, wie das so ist mit dem Corona.

#### Langsam ist alles wieder wie vor Corona. Bist du froh?

Ja, weil ich wieder arbeiten und Bus fahren kann. Ich habe immer eine Maske dabei. Aber man muss schon noch aufpassen. (bo)

# Infrastruktur im FL – eine wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung

**Liechtenstein-Institut** Das gute Funktionieren von Gesellschaft und Wirtschaft hängt massgeblich von verschiedenen Infrastrukturen ab. Infrastrukturen werden oft als selbstverständlich wahrgenommen, umso mehr, wenn sie einwandfrei funktionieren und so ein fester Bestandteil unseres Alltags geworden sind. Infrastrukturen sind aber stets das Produkt langfristiger Entwicklungen. Oft reichen ihre Anfänge bis ins 19. Jahrhundert oder noch weiter zurück. Viele infra-

strukturelle Einrichtungen sind dabei als Begleiterscheinungen der Industrialisierung und der Staatenbildung entstanden oder haben diese überhaupt erst möglich gemacht.

Der Begriff der Infrastruktur umfasst sowohl technische Infrastrukturen wie z. B. die Verkehrsinfrastruktur als auch soziale Infrastrukturen wie z. B. das Gesundheitssystem. In der Regel werden Infrastrukturen grösseren Ausmasses vom Staat bereitgestellt. In einer im Auftrag des Ministeriums für

Infrastruktur, Wirtschaft und Sport erstellten Studie präsentiert Dr. Christoph Merki, Projektmitarbeiter am Liechtenstein-Institut, die Geschichte zwölf solcher öffentlicher Erbringungseinrichtungen in Liechtenstein. Dazu gehören der Rheinschutzbau, die Rufeverbauungen, die Rheinbrücken, das Telekommunikationsnetz, das Strassennetz, der Binnenkanal, die Liechtensteinische Landesbank, das Stromnetz, die Freiwillige Feuerwehr, die Alters- und Hinterlassenenversiche-

rung AHV, der öffentliche Busverkehr und die Eisenbahn.

Folgende Fragestellungen standen bei der Erarbeitung der Studie im Vordergrund: die Anfänge der jeweiligen Infrastruktur, ihr Ausbau im Laufe der Zeit, ihre Finanzierung und ihre Bedeutung für Liechtenstein. Aufgrund der Kleinheit des Landes und der früheren Armut wurden einige Infrastrukturen in Liechtenstein im internationalen Vergleich eher spät eingeführt. Hin und wieder wurden gar unkonventio-

nelle Lösungen gefunden, bei denen die Nachbarländer Liechtensteins eine wichtige Rolle spielten. Auch gab es unterschiedliche Finanzierungsmodelle mit privaten und öffentlichen Initiativen durch Gemeinden oder Land.

Zweifelsohne haben die Infrastrukturen wesentlich zur erfolgreichen wirtschaftlichen Entwicklung Liechtensteins im 20. Jahrhundert beigetragen. So hätte ohne Rheinschutzbau und ohne Binnenkanal die Rheinebene weder kultiviert noch be-

siedelt werden können. Ohne Telekommunikationsnetz hätte sich der Finanzplatz nicht so entwickeln können, wie er dies tat. Die AHV wiederum ist heute ein Garant des sozialen Friedens und eine Voraussetzung für die Integration der älteren Bevölkerung in die Gesellschaft – um nur einige Beispiele aus der Studie zu nennen.

Die Studie ist auf der Webseite des Liechtenstein-Instituts und auf der Seite des Ministeriums für Infrastruktur, Wirtschaft und Sport abrufbar. (pd)